

Wolfram Wette

»Ich versuche, jeden zu retten«

Über den Rettungswiderstand »von unten« in der Nazi-Diktatur

Es ist mir eine große Ehre, hier in der Frankfurter Paulskirche zum Gedenken an die Pogromnacht am 9. November 1938 zu Ihnen sprechen zu dürfen. Ich bedanke mich, sehr geehrte Frau Oberbürgermeisterin, für Ihre Einladung.

Der damals inszenierte Novemberpogrom war ein Akt des Staatsterrorismus: Es handelte sich um eine von der NS-Regierung angestoßene und reichsweit umgesetzte antisemitische Aktion. 1.406 Synagogen und Betstuben wurden damals in Deutschland niedergebrannt oder vollständig zerstört. Etwa 30.000 Deutsche jüdischen Glaubens verschleppte die Polizei in die Konzentrationslager Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen. In der Pogromnacht selbst wurden ungefähr 400 Menschen ermordet. Weitere 400 Menschen kamen in den Tagen nach dem Pogrom ums Leben. Überdies nahmen sich nicht wenige Verfolgte selbst das Leben. Insgesamt soll dieser Pogrom mehr als 1.300 Opfer gefordert haben.

Eine reichsweite Protestwelle gegen diesen nationalsozialistischen Terrorakt fand nicht statt. Der Aufstand der Anständigen blieb aus. Das bedeutete jedoch keineswegs, dass die Gewalttaten seinerzeit von allen Deutschen gut geheißten worden wären. Den Meinungsforschungsberichten, die sich das NS-Regime seinerzeit über die »Stimmung und Haltung« der deutschen Bevölkerung erstellen ließ, ist auch Distanz und Ablehnung zu entnehmen. Einen Wendepunkt markierte der Novemberpogrom von 1938 allemal: Wer dem staatlich verordneten Antisemitismus noch nicht verfallen war, musste sich spätestens jetzt die Frage vorlegen, wie er – oder sie – den bedrohten jüdischen Nachbarn und Freunden Schutz und Hilfe bieten konnte.

■ Heinz Drossel, ein »Retter in Uniform«

Einer der Menschen, die dieser Frage nicht auswichen, war Heinz Drossel. Er sollte einige Jahre später zu einem »Retter in Uniform« werden. Damit ist gemeint, dass er als Soldat in der Uniform der Wehrmacht Juden rettete. Vor wenigen Tagen, fast 60 Jahre nach seiner Rettungsaktion in Berlin, wurde der inzwischen 88-jährige übrigens in der amerikanischen Universitätsstadt Ann Arbor mit der Raoul-Wallenberg-Medaille ausgezeichnet. Bereits im Jahre 2000 war er – zusammen mit seinen Eltern – vom Staat Israel als »Gerechter unter den Völkern« geehrt worden, und kurz darauf hatte er vom damaligen Bundespräsidenten Johannes Rau das Bundesverdienstkreuz erhalten.

Zur Zeit des Pogroms vom 9. November 1938 war Drossel 22 Jahre alt und ein Student der Rechtswissenschaften in Berlin im fünften Semester. Eigentlich hatte er in diesem Jahr angesichts der politischen Entwicklung in Deutschland von Italien aus nach Übersee auswandern wollen, war dann aber doch Anfang November 1939 nach Berlin zurückgekehrt, um sein Studium abzuschließen: »Zurück«, wie er sagte, »in das Land des Flüsterns und »Pariens«, der SS und der Gestapo – heim in das große KZ, das Deutschland heißt.« Anders als die Vielen, die nichts gewusst haben wollen und die »nicht dabei« gewesen sein wollen, hat er gewusst und war er dabei – und er spricht auch darüber.

Am Tag nach der Pogromnacht sah Heinz Drossel in Berlin schwarze Rauchwolken in den Morgenhimmel steigen. In seiner Autobiographie »Die Zeit der Füchse« berichtet er darüber folgendes: »Kurz vor dem Bahnhof Zoo wälzt sich eine riesige schwarze Wolke empor. Was ist los? Die Fahrgäste werden aufgeregt. Mir gegenüber sitzt ein älterer, dicker Mann mit Hornbrille, er liest seine Zeitung und sagt mit sonorer Stimme in das aufkommende Getümmel: »Alle Synagogen brennen – und jetzt plündern sie die jüdischen Geschäfte.« Bahnhof Zoo – raus und herunter in Richtung Fasanenstraße, wo sich eines der größten jüdischen Gotteshäuser befindet. Menschen stehen stumm mit starrem Blick, um die Synagoge eine lockere Abspernung von Polizei und Feuerwehr. Sie verhindern aber nur, dass jemand in den unmittelbaren Gefahrenbereich kommt. Aus dem schon halb zusammengestürzten Gebäude quellen weiterhin schwarze Rauchwolken, hohe Flammen schlagen aus dem schwarzen Gebälk des Dachstuhles. Die Feuerwehr rührt keine Hand – aber drüben schufte sich lachende und Witze reißende SA-Männer damit ab, Benzin- und Ölfässer die Treppe hinaufzuwuchten, um sie dann durch das schon halb verbrannte Portal in das Innere der Synagoge zu rollen. Ein Sprung zurück, eine dumpfe Explosion, eine Feuersäule steigt zum Himmel, das Gotteshaus kann weiterbrennen. [...] Die unbeteiligten Zivilisten [...] stehen oder gehen stumm, erschüttert. Vielleicht wird jetzt manchem klar, welch ein Schicksal sich das deutsche Volk gewählt hat.«

Heinz Drossel berichtet weiter: »Der Kurfürstendamm ist eine einzige Allee von Scherben. Alle jüdischen Geschäfte sind zerstört, die großen Schaufenster zertrümmert, das Innere verwüstet. Hier und da hängt Seidenwäsche auf einem

Strauch, ein SA-Mann stiehlt sich weg, einen Pelzmantel unter dem Arm, einige andere wühlen noch in der Auslage eines Juweliers. Brillanten liegen auf der Straße, ab und zu bückt sich verstohlen ein Passant. Aber die meisten Vorübergehenden – ich traue meinem Gefühl kaum – scheinen sich zu schämen.«

Schließlich erreichte Drossel den Repetitor, der seine Räume am Kurfürstendamm hatte. Der Meister, der aus seinem Fenster direkt auf die brennende Synagoge sehen konnte, verkündete seinen Studenten: »Meine Herren, wir behandeln heute einen Straftatbestand, der selten vorkommt, aber wenn das geschieht, seine eigenen Merkmale tragen kann.« Stimme aus dem Hintergrund: »Die Brandstiftung!« – »Jawohl, meine Herren, die Brandstiftung. Schlagen sie auf ...«. Er behandelt den Straftatbestand sachlich, ohne weiteren Kommentar. Aber das übersteigt selbst die Kräfte dieser Bärennatur. Er bricht den Unterricht ab. Dann steht der große, füllige Mann lange am Fenster, sieht hinüber zu den Rauchwolken. Schließlich sagt er [...] ganz leise: »Meine Herren, von heute an muss man sich als Deutscher schämen!«, dreht sich dann um und sagt mit bitterer, verhaltener Stimme: »Gehen Sie, meine Herren, vielleicht finden Sie noch ein paar jüdische Diamanten!«

Im November 1939 wurde Heinz Drossel zur Wehrmacht eingezogen. Als einfacher Soldat machte er den Krieg gegen Frankreich mit und lernte das »Grauen des Mordens« aus nächster Nähe kennen. Er selbst war nicht gewillt, auf einen Menschen zu schießen, und er hielt diesen Grundsatz auch den ganzen Krieg über konsequent durch. An die Ostfront versetzt, geriet Drossel 1941 nach Litauen und Lettland. In Dagda wurde er Augenzeuge eines Massakers an Juden, das von einer SS-Einheit verübt wurde. In ohnmächtiger Wut berichtete er das Gesehene seinen Kameraden. Sie wussten, dass sie nun »Komplizen von Mördern« waren. Heinz Drossel sagt, dass ihm der Kommissarbefehl bekannt war und berichtet, dass dieser verbrecherische Befehl in seinem Regiment auch tatsächlich durchgeführt wurde. Einmal nutzte er die Gelegenheit, einen gefangenen genommenen Politikommissar der Roten Armee befehlswidrig laufen zu lassen und ihn damit zu retten.

Im Februar 1945 weilte Drossel zu einem Kurzurlaub bei seinen Eltern in Berlin. Dort wurde der inzwischen zum Oberleutnant beförderte Offizier ganz plötzlich mit einer brisanten Situation konfrontiert: Eine jüdische Familie, die untergetaucht war und sich bis dahin erfolgreich am Rande der Großstadt versteckt hatte, war denunziert worden. Nun fühlte sie sich unmittelbar von der Gestapo bedroht und bat den Uniformträger um Hilfe. Drossel und seine Eltern überlegten nicht lange, sondern halfen spontan, aber auch umsichtig und schlau. So konnten sie die Familie Hesse retten, die Eltern, die erwachsene Tochter Margot und deren Freund

Günter Fontheim. Sie alle überlebten und blieben mit ihrem Retter in freundschaftlicher Verbindung. So weit sie noch am Leben sind, ist dies bis zum heutigen Tage der Fall.

Unter den damaligen Umständen hatte eine Hilfeleistung wie die der Familie Drossel zweifellos den Charakter einer widerständigen Handlung gegen das Nazi-Regime. Wir sprechen, um das Widerständige der Rettungstat begrifflich angemessen zu fassen, von Rettungswiderstand. Dieser Begriff wurde von Arno Lustiger geprägt, dem Historiker des jüdischen Widerstandes, der Ihnen hier in Frankfurt ja gut bekannt ist. Sein großes Thema steht in einem engen inhaltlichen Zusammenhang mit dem Widerstand der Retter, also jener Deutschen, die sich in der NS-Zeit über die Verfolgung und Ermordung jüdischer Menschen empörten und nach Möglichkeiten des Helfens und Rettens suchten. Es wird heute geschätzt, dass es alles in allem doch mehrere zehntausend Deutsche gewesen sein könnten, darunter viele Frauen aus der Reichshauptstadt Berlin, die untergetauchte Juden vor dem Zugriff der Gestapo zu schützen versuchten und damit in nicht wenigen Fällen auch Erfolg hatten.

■ **Rettungswiderstand** bisher wenig erforscht

Intensive historische Forschungen über deutsche Judenretter sind hierzulande erstaunlicher Weise erst in den letzten Jahren geleistet worden. Besondere Verdienste haben sich dabei das Zentrum für Antisemitismusforschung an der Technischen Universität Berlin und der Arbeitskreis Historische Friedensforschung erworben. Das Projekt der letztgenannten Forschergruppe wurde gefördert von dem Bremer Unternehmer Dirk Heinrichs und der von ihm ins Leben gerufenen Stiftung »die Schwelle. Beiträge zur Friedensarbeit«. Etwa 30 Historikerinnen und Historiker beteiligten an der ungewöhnlich schwierigen Aufarbeitung dieses Themas. Unter ihnen Manfred Messerschmidt, Detlef Bald, Hermine Wüllner, Gerd R. Ueberschär, Beate Kosmala, Peter Steinkamp, Norbert Haase – und der schon erwähnte Arno Lustiger, um nur einige Namen zu nennen. Da dem Rettungswiderstand in Deutschland bislang nur wenig Beachtung geschenkt worden ist, möchte ich ihn heute in den Mittelpunkt meiner Gedenkrede stellen.

■ **Widerstand in Nazi-Organisationen**

»Ich versuche jeden zu retten«: Mit diesem Titel meines Vortrages greife ich eine Briefstelle von Wilm Hosenfeld auf, jenem Reservehauptmann der deutschen Wehrmacht, der 1944 im deutsch besetzten Warschau an der Rettung des jüdischen Pianisten Wladyslaw Szpilman beteiligt war. Szpilman und Hosenfeld sind im Jahre 2002 einer breiteren

Öffentlichkeit bekannt geworden durch Roman Polanskis Film »Der Pianist«. Was Jahre zuvor Steven Spielberg mit seinem Film »Schindlers Liste« erstmals angestoßen hatte, fand hier seine Fortsetzung. Beide Kinofilme vermittelten den heute lebenden Deutschen eine für viele neue, irritierende Botschaft. Sie zeigten nämlich, dass aktiver Anstand und Rettungshandeln selbst unter den Verhältnissen von Diktatur, Krieg und Terror möglich war. Und dass es zumindest einzelne Deutsche gegeben hat, die auch den Mut dazu aufbrachten, ihre humane Grundeinstellung oder ihr Gewissen über die Befehle der jeweiligen Obrigkeiten zu stellen.

Unter der Nazi-Diktatur war es generell mit einem großen Risiko verbunden, aus der geschützten Rolle des Mitläufers herauszutreten und sich zu widerständigem Verhalten durchzuringen. Bislang nahezu unbekannt geblieben ist der Tatbestand, dass es widerständiges Handeln zugunsten verfolgter Juden vereinzelt selbst dort gegeben hat, wo man es zuletzt erwartet hätte: nämlich in den bewaffneten Formationen des NS-Staates, also in der Wehrmacht, in der Polizei, in der Organisation Todt und gelegentlich sogar in der SS. Gewiss, es waren nur einige Wenige, aber es hat diese »Retter in Uniform« gegeben. Sie verhielten sich solidarisch. Sie halfen und retteten unter hohem persönlichem Risiko jüdisches Leben. Damit wird etwas erkennbar, war man lange Zeit gar nicht für möglich gehalten hatte: Dass es nämlich selbst in der Wehrmacht, die häufig als eine »totale Institution« angesehen wird, Handlungsspielräume für aktiven Anstand gegeben hat. Trotz des gnadenlosen Herrschaftsprinzips von Befehl und Gehorsam und trotz der rassenideologischen Verhetzung.

Wenn wir von »Widerstand aus der Wehrmacht« sprechen, denken wir in der Regel sogleich an das Hitler-Attentat des Obersten Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Über diesen Akt des Widerstandes hat Joachim Fest vor einigen Monaten, zum 60. Jahrestag des 20. Juli 1944, an dieser Stelle gesprochen. Mit dem Attentat auf Hitler kommen höhere Offiziere der Wehrmacht in den Blick, die unter Einsatz ihres Lebens Widerstand geleistet haben – allerdings erst sehr spät und zudem erfolglos.

Schon seit langem bleibt bei dieser Fixierung auf den 20. Juli die Frage offen, ob es auch beim »kleinen Mann« in Uniform ein widerständiges Potenzial gegeben hat. Des weiteren: welche Möglichkeiten der einfache Soldat damals überhaupt hatte, seine widerständige Haltung zum Ausdruck bringen zu können und sie in eine Tat umsetzen zu können. Wir denken in diesem Zusammenhang an die Kriegsdienstverweigerer, die Deserteure, die Wehrkraftzersetzer, also an jene Soldaten, die sich dem Vernichtungskrieg verweigert haben und die aus diesem Grunde in den vergangenen Jahren endlich rehabilitiert worden sind, – und neuerdings denken wir auch an die »Retter in Uniform«, von denen hier die Rede sein soll.

■ Beispielhafte Fälle

Im Folgenden möchte ich Ihnen einige ausgewählte Fälle von Rettungswiderstand vorstellen, die wir durch unsere Forschungen der Vergessenheit haben entreißen können. Leider kann dies nur in gleichsam lexikalischer Kürze geschehen. Ausführlicher dargestellt finden Sie diese Geschichten in den beiden Büchern »Retter in Uniform« und »Zivilcourage«, die 2002 und 2004 im Frankfurter Fischer-Taschenbuch-Verlag erschienen sind, und zwar in der von Walter Pehle betreuten, so genannten »Schwarzen Reihe«, einer Buchreihe über »Die Zeit des Nationalsozialismus«.

Ich beginne mit der Geschichte eines Mannschaftssoldaten, der, wie Millionen Anderer, zum Kriegsdienst in der Wehrmacht verpflichtet worden war. Stefan Hampel, mit dem Dienstgrad Füsilier, erlebte als Angehöriger einer Heeresseinheit im Mai 1942 in dem weißrussischen Ort Wassilitschki eine Massenerschießung von etwa 2.000 russischen Juden. Zutiefst schockiert und erschüttert, entschloss sich Hampel zur Desertion aus der Wehrmacht. Zunächst floh er zu einer polnisch-litauischen Partisanenorganisation und half dort, Kriegsgefangene und Juden zu verstecken. Dann versuchte er – ein wahrlich kühnes Unternehmen! – mit gefälschten Papieren von der litauischen Stadt Wilna aus quer durch ganz Deutschland in die Schweiz zu gelangen. In Genf wollte er das Internationale Rote Kreuz (IKRK) über die Judenmorde im Osten informieren, deren Augenzeuge er geworden war. Kurz vor dem Ziel wurde er jedoch in Freiburg im Breisgau von der Polizei gefasst, vor ein Wehrmachtgericht gestellt und wegen Fahnenflucht zum Tode verurteilt. Glücklicher Weise wurde die Strafe später in 15 Jahre Zuchthaus umgewandelt. Stefan Hampel konnte den Krieg im zentralen Wehrmachtgefängnis Torgau-Fort Zinna überleben.

Ein zweites Beispiel von Rettungswiderstand führt uns in die deutsch besetzte Ukraine: Seit September 1941 bekleidete der Hauptmann der Reserve Dr. Fritz Fiedler in dem Städtchen Horodenka das Amt eines Ortskommandanten. Der promovierte Anglist, der zuvor in Berlin und Potsdam als Gymnasiallehrer und als Lektor gearbeitet hatte, fühlte sich insbesondere der angelsächsischen Welt durch persönliche Kontakte verbunden. Nationalistisches Denken und Deutschtümelei waren ihm zuwider. Die Nazis lehnte er ab. Im Dezember 1941 erfuhr Hauptmann Fiedler von dem Plan der SS, unter dem Vorwand einer »Massenimpfungsaktion« etwa 2.000 Juden aus Horodenka zu ermorden. Verhindern konnte er das Massaker nicht. Aber er tat, was in seinen Kräften stand: Er versteckte mutig und risikobereit die 50 jüdischen Arbeiter seiner Ortskommandantur einschließlich ihrer Familien,

zusammen etwa 180 bis 200 Menschen, und ließ sie mit Waffengewalt beschützen. Dadurch konnte er sie zunächst einmal kurzfristig retten. Einige von ihnen überlebten den Krieg und berichteten über ihren Retter.

Der Luftwaffen-Feldwebel Karl Laabs aus Kassel war ein Mann mit einem jugendbewegten und sozialdemokratischen Hintergrund. Im Kriegsjahr 1943 bot sich ihm die Chance, etwa einhundert junge polnische Juden zu retten. Sie sollten nach Auschwitz und damit in den Tod deportiert werden. Laabs durchkreuzte diesen Plan, indem er sich eine Befehlsgewalt anmaßte, die ihm nicht zustand, und verbrachte die jungen Männer in einer tollkühnen Einzelaktion mit drei Lastkraftwagen an einen anderen Ort, an dem sie zumindest fürs Erste sicher waren. Aber er half auch langfristig. In Krenau, einem nur 20 Kilometer von Auschwitz entfernt gelegenen Ort, verfügte der als Kreisbau- rat fungierende Feldwebel über ein großes Grundstück. Auf diesem richtete er einen landwirtschaftlichen Betrieb ein, auf dem er jüdische Zwangsarbeiter beschäftigen und verstecken konnte. Uner-schrocken und listenreich baute Laabs den Gutsbesitz zu einem Unterschlupf für verfolgte Juden aus und bewahrte sie damit vor der Ermordung.

Major Max Liedtke versuchte 1942 als Ortskommandant in der polnischen Stadt Przemysl zusammen mit seinem Adjutanten, Hauptmann Dr. Albert Battel, in einer offenen Konfrontation mit der SS, Juden zu retten. Die beiden Offiziere schreckten auch nicht davor zurück – und das macht das wohl Singuläre dieses Falles aus –, der SS die Anwendung von Waffengewalt anzudrohen, um Juden vom Abtransport zur Erschießung zu bewahren. Allerdings führte dies, wie so oft, nur zu einer temporären Rettung; denn bei nächster Gelegenheit führte die SS ihr Vernichtungswerk dann doch aus.

Andere Wehrmachtsoldaten nutzten ihre Dienststellung als Arbeitgeber in kriegswichtigen Betrieben und Werkstätten zur Rettung von Menschen, vergleichbar den zivilen Unternehmern Oskar Schindler, Berthold Beitz und Hermann Friedrich Gräbe, die in den deutsch besetzten Ländern des Ostens agierten. Allgemein lässt sich feststellen, dass Hilfeleistungen und Rettungsversuche in der Regel nicht an der Front stattfanden, sondern in den rückwärtigen Gebieten, die von der deutschen Militär- oder Zivilverwaltung wirtschaftlich ausgebeutet wurden. Dort konnten Angehörige der deutschen Besatzungsverwaltung, die Leben retten wollten, die Chance nutzen, jüdische Facharbeiter, aber auch polnische und russische Kriegsgefangene, unter dem Deckmantel militärischer Interessen zu schützen.

Major Karl Plagge beispielsweise nutzte in diesem Sinne seine Dienststelle als Kommandeur des

Heereskraftfahrparks 762 im litauischen Wilna, einer Instandsetzungseinrichtung für Panzer und militärische Radfahrzeuge. Mit großer Umsicht und Konsequenz beschäftigte er über Jahre hinweg hunderte von Juden in seiner Dienststelle und schützte sie mehrfach vor der Erschießung. Wenn die Gefahr einer SS-Mordaktion drohte, spielte er den Bedrohten rechtzeitig Informationen zu, damit sie ihre Verstecke aufsuchen konnten. Einige seiner Schützlinge überlebten den Krieg. Der Wehrmacht-Major Plagge, über dessen Rettungstaten in den letzten Jahren verstärkt geforscht worden ist, nicht zuletzt durch Marianne Viefhaus in seiner Heimatstadt Darmstadt, wird im kommenden Jahr 2005 als »Gerechter unter den Völkern« geehrt werden.

Der im Range eines Majors stehende »Sonderführer« Günter Krüll war von Beruf Schiffsbauingenieur. Wegen seiner Spezialkenntnisse setzte ihn die Wehrmacht im besetzten Polen als Leiter einer so genannten »Feldwasserstraßen-Abteilung« ein. In der südpolnischen Stadt Pinsk, in der seine Dienststelle arbeitete, fasste Krüll aus humanen Motiven und aus eigenem Antrieb den Entschluss, wenigstens einen einzigen Juden zu retten. Er baute eine systematische Rettungsaktion auf: In einem längeren Lernprozess übte er mit Pjotr Ruwinowitsch Rabzewitsch eine neue Identität ein, stellte ihn mit gefälschten Papieren aus und schickte ihn in die ukrainische Hauptstadt Kiew – womit er ihn tatsächlich retten konnte, und zwar auf Dauer. Nach dem Kriege suchte Pjotr Rabzewitsch seinen Retter, aber vergeblich, weil dieser schon gestorben war. Allerdings traf er bei seinen Nachforschungen Werner Müller vom Maximilian-Kolbe-Werk aus Köln, der seine Geschichte dann vor einigen Jahren aufschrieb und sie in Anwesenheit des Geretteten in mehreren deutschen Städten vorstellen konnte.

Eine weitere Rettergeschichte spielt im militärischen Geheimdienstmilieu des NS-Staates. Man möchte annehmen, dass dort nur besonders zuverlässige Funktionäre des Regimes arbeiteten. Um so erstaunlicher ist der Tatbestand, dass es in der Spionageabteilung des Oberkommandos der Wehrmacht, dem so genannten Amt Ausland/Abwehr, auch einige widerständige Offiziere gegeben hat. Zum Beispiel den Juristen Hans von Dohnanyi, der dort als Sonderführer im militärischen Range eines Majors Dienst tat. Gedeckt von Admiral Wilhelm Canaris und Oberst Hans Oster sowie mit Wissen seiner Mitarbeiter und Freunde Karl-Ludwig Freiherr von und zu Guttenberg, Justus Delbrück und Helmuth James Graf von Moltke, versuchte er, die Judenmordpolitik des Regimes im Rahmen seiner Möglichkeiten zu konterkarieren. Die spezifischen Handlungsspielräume der Abwehr-Offiziere bestanden darin, dass sie Juden in fiktiven Geheim-

dienstoperationen einsetzen und ihnen damit zur Flucht verhelfen konnten. Die geschah beispielsweise in dem so genannten »Unternehmen Sieben«, mit dem insgesamt 14 jüdische Menschen gerettet werden konnten. Unter dem Vorwand, sie seien für deutsche Spionageaufgaben in den USA vorgesehen, konnte Hans von Dohnanyi sie im Herbst 1942 mit offiziellen Papieren ausstatten und sie mit dem Nachtexpress Berlin-Basel in die sichere Schweiz verschieben. Dadurch konnten unter anderen die beiden Rechtsanwälte Dr. Fritz W. Arnold und Dr. Julius Fliess mit ihren Familien gerettet werden. Bei Arnold und Fliess handelte es sich um zwei schwer kriegsverletzte Weltkriegsteilnehmer, die nach 1933 ehemalige jüdische Frontkämpfer des Ersten Weltkrieges juristisch betreut hatten.

Diese Rettungsaktion ist um so bemerkenswerter, als zur gleichen Zeit, am 1. September 1942, 554 Juden aus Frankfurt am Main nach Theresienstadt deportiert wurden. Unter ihnen befanden sich auch Inhaber des Verwundetenabzeichens aus dem Ersten Weltkrieg, Träger hoher Kriegsauszeichnungen wie des EK I oder der goldenen Tapferkeitsmedaille.

Der führende Kopf der Rettungsaktion »Unternehmen Sieben«, Hans von Dohnanyi, wurde übrigens trotz eines von der Gestapo durchgeführten Ermittlungsverfahrens zunächst nicht entdeckt. Erst später wurde er wegen Beteiligung am Umsturzversuch vom 20. Juli 1944 verhaftet, zum Tode verurteilt und kurz vor Kriegsende umgebracht. Dieser Fall zeigt, dass einzelne Offiziere sowohl Rettungswiderstand »nach unten« als auch politischen Widerstand »nach oben« leisteten.

Weil er ein SS-Mann war, hatte es der Unterscharführer Alfons Zündler schwerer als andere Deutsche, nach dem Kriege als Retter vieler Juden anerkannt zu werden, der er tatsächlich gewesen ist. Zündler leistete 1942/1943 seinen Dienst in der Amsterdamer Schouwburg, der Sammelstelle für den Abtransport von mehr als 60.000 niederländischen Juden in die Vernichtungslager. Der SS-Mann half etwa 600 Kindern und einer Vielzahl von Erwachsenen, aus diesem »Wartesaal nach Osten« zu entkommen und rettete ihnen damit das Leben.

Der heute vielleicht bekannteste Judenretter in Uniform ist der aus Wien stammende Feldwebel Anton Schmid. Wir können in ihm so etwas wie die Ikone des Rettungswiderstandes sehen. Obwohl er nur ein kleiner Unteroffizier war und ganz auf sich alleine gestellt blieb, agierte er entschlossen und tatkräftig. Als Leiter einer Versprengtensammelstelle im deutsch besetzten Wilna schützte Anton Schmid etwa 300 Juden, indem er sie in den Werkstätten seiner Dienststelle beschäftigte. Darüber hinaus transportierte er sie mit seinem Dienst-Lkw und gefälschten Fahrbefehlen an sicherere Orte im benachbarten Weißrussland. Was sein Handeln als

besonders konsequent erscheinen lässt, ist der Tatbestand, dass er auch den jüdischen Widerstand im Raum Wilna aktiv unterstützte. Feldwebel Anton Schmid wurde denunziert, von einem Feldkriegsgericht der Wehrmacht zum Tode verurteilt und am 13. April 1942 hingerichtet. Seit dem Jahre 2000 ist eine Kaserne der Bundeswehr nach ihm benannt.

■ Motive, Tradition, Antisemitismus

Damit beende ich die Schilderung dieser kleinen Auswahl von Rettergeschichten und wende mich einigen allgemeineren Fragen zu, über welche wir Klarheit gewinnen müssen, wenn wir die Hilfeleistungen dieser »Retter in Uniform« angemessen verstehen und würdigen wollen:

Erstens: Woher bezogen diese Menschen die innere Kraft, die sie instand setzte, gegen den Strom zu schwimmen? Welche Motive bestimmten ihr Handeln? Die Entscheidung dieser Menschen, zu helfen oder zu retten, kam meist spontan zustande, ausgelöst durch den Hilferuf eines Verfolgten. Sie reagierten also. Den Wertehintergrund für ihren Entschluss bildete in der Regel eine politisch oder religiös begründete Humanität. Nicht selten verstanden die Retter ihr Handeln als etwas ganz Selbstverständliches, als eine natürliche Hinwendung zu verfolgten Mitmenschen – und nicht etwa als eine außergewöhnliche Heldentat. Sie wollten keine Helden sein. Häufig entstand die Bereitschaft, Rettungswiderstand zu leisten, aus der Empörung über Verbrechen, deren Augenzeuge sie geworden waren oder von denen sie zuverlässig gehört hatten. Auch die Selbstachtung eines Retters spielte nicht selten eine Rolle: Er wollte oder konnte moralisch verwerflichen Vorgängen einfach nicht tatenlos zusehen und fand auf diesem Wege zur solidarischen Rettungstat.

Alle Retter bewiesen ein ungewöhnliches Maß von persönlichem Mut. Sie gingen ein Risiko ein, das äußerstenfalls die Gefährdung des eigenen Lebens einschloss. Darüber hinaus lässt sich kaum Allgemeingültiges ermitteln. Rettergeschichten sind die Geschichten einzelner widerständiger Menschen, die eine außerordentliche humane Tat vollbracht haben.

Zweite allgemeine Frage: Gab es im deutschen Militär eine Tradition von selbstverantwortetem, gar widerständigem Handeln, auf welche sich diese Retter in Uniform in ihrem Konflikt zwischen Befehl und Gewissen berufen konnten? Wie wir alle wissen, war das deutsche Militär nicht gerade ein Übungsplatz für Zivilcourage. Eine widerständige Tradition gab es dort nicht. Für den an Unterordnung und militärischen Gehorsam gewöhnten deutschen Soldaten – ob er nun der preußischen Armee angehörte, der Reichswehr oder Hitlers

Wehrmacht – war das Schwimmen gegen den Strom eine Verhaltensweise, die eigentlich vollständig außerhalb seines Denkhorizonts lag.

Sebastian Haffner hat dazu in seinem Buch »Geschichte eines Deutschen«, das seine Erinnerungen an die Jahre 1914 bis 1933 enthält, folgendes treffend bemerkt: »Zivilcourage – also der Mut zum eigenen Entschluss und zur eigenen Verantwortung – [...] verlässt den Deutschen vollkommen, wenn er eine Uniform anzieht. Der deutsche Soldat und Offizier, zweifellos hervorragend tapfer auf dem Schlachtfeld, fast stets auch bereit, auf Befehl der Obrigkeit auf seine zivilen Landsleute zu schießen, wird furchtsam wie ein Hase, wenn er sich gegen diese Obrigkeit stellen soll.«

Wegen dieser tradierten Befindlichkeit der deutschen Untertanen in Uniform ist es denn auch wenig verwunderlich, dass es sich bei den meisten Helfern und Rettern aus der Wehrmacht, die bislang erforscht werden konnten, um Reservendienstgrade handelte, um – wie wir zu sagen pflegen – »in die Uniform eingekleidete Zivilisten«. Die Berufsoffiziere vermochten sich in aller Regel nicht aus dem Korsett des Befehlsgehorsams zu befreien. Zivilcouragiertes Verhalten war ihnen fremd, wobei auch hier die wenigen Ausnahmen die Regel bestätigten.

Dritte allgemeine Frage: Wie hielt es die Wehrmacht mit dem Antisemitismus? Dazu ist zu sagen, dass er – entgegen anders lautenden Reinwaschungsversuchen – zu den traditionellen Orientierungen im deutschen Militär gehörte. Nach der Machtübertragung an die Nationalsozialisten übernahm die Reichswehrführung aus eigenem Antrieb das Hoheitsabzeichen der NSDAP, das Hakenkreuz, auf die Uniformen der Soldaten und führte schon 1934 in vorausgehendem Gehorsam den so genannten Arier-Paragraphen an. Das kam einer freiwilligen Übernahme der nationalsozialistischen Rassenideologie gleich.

Von einem Offiziers-Widerstand gegen die antisemitischen Ausschreitungen in der Pogromnacht vom November 1938 ist nichts bekannt. Seit Kriegsbeginn 1939 wurde den Soldaten der Wehrmacht in systematischer Weise ein rassenideologisches Juden-Feindbild indoktriniert. Auf diese Weise wurden sie eingestimmt auf den späteren Krieg gegen die Sowjetunion, der von der Nazi-Propaganda als Krieg gegen den »jüdischen Bolschewismus« bezeichnet wurde.

Der Chef des Heerespersonalamtes, ein General der Infanterie namens Rudolf Schmudt, der ein gefügiges Werkzeug Hitlers war, gab im Oktober 1942 eine Weisung heraus, in welcher er klarstellte, dass von jedem Wehrmachtoffizier »eine eindeutige, völlig kompromisslose Haltung in der Judenfrage« verlangt wurde. Es dürfe »keinerlei, sei es auch noch so lockere Verbindung zwischen einem Offizier und einem Angehörigen der jüdischen

Rasse geben«. Denn Deutschland stehe im harten »Kampf gegen den jüdisch-bolschewistischen Weltfeind«. Die Offiziere sollten sich also am Leitbild eines vom Rassismus überzeugten Weltanschauungskämpfers orientieren. Wer gegen diese ideologischen Vorgaben verstieß, konnte seiner Position enthoben und aus dem Heeresdienst entlassen werden. Nicht weniger, aber eben auch nicht mehr!

Den meisten Rettern in Uniform war gemeinsam, dass sie sich nicht an der politischen Perspektive des Tyrannenmords orientierten. Retter wirkten praktisch nach unten, um Verfolgten zu helfen:

- Sie scherten sich nicht um Hierarchien;
- sie beschwerten sich nicht;
- sie machten keine Meldung nach oben, an irgendetwas Vorgesetzten;
- sie verfassten keine Denkschriften, wie es manche Offiziere zu tun pflegten, die Verbesserungen im System für möglich hielten;
- sie rechneten auch nicht mit der militärischen Kameradschaft, die ihnen eher hinderlich war;
- statt dessen folgten sie der realistischen Einsicht, dass sie ohnehin nicht in der Lage waren, das NS-System aus den Angeln zu heben oder den Militärapparat zu ändern;
- und entschlossen sich daher, das Naheliegende und ihnen Mögliche zu tun, nämlich wenigstens einzelne verfolgte Menschen ganz praktisch zu unterstützen und, wenn alles gut ging, sogar zu retten. In gar nicht so wenigen Fällen war dieser Widerstand des »kleinen Mannes« sogar erfolgreich – jedenfalls erfolgreicher als das gescheiterte Attentat des 20. Juli 1944.

Nach dem Kriege sind die Judenretter gelegentlich als »stille Helden« bezeichnet worden. Mit diesem Begriff sollte auf eine typische Haltung aufmerksam gemacht werden: Die meisten Retter wollten nicht, dass man von ihren Taten ein sonderliches Aufheben machte. Allerdings kann die Bescheidenheit der Retter nicht hinreichend erklären, weshalb die Existenz von Judenrettern von der deutschen Gesellschaft jahrzehntelang verdrängt wurde. Dass sie so lange beschwiegen wurden, hat einen anderen Grund: Für die Mehrheit der Mitläufer hatte die Tatsache, dass es damals auch möglich war, gegen den Strom zu schwimmen und seinem Gewissen zu folgen, den Charakter einer Provokation, ja einer Anklage. Gerade weil sie in der Regel nicht den Führungseliten angehörten, sondern einfache Menschen waren, wirkten die Helfer und Retter nach 1945 wie ein Spiegel, der für jedermann die unangenehme Frage bereit hielt: Und was hast Du getan? Die Judenhelfer und -retter verkörperten gleichsam das Kontrastprogramm zu jener großen Mehrheit von Volksgenossen, die den Weg des NS-Regimes unterstützt hatte, sei es aus Überzeugung, Opportunismus oder Furcht.

Diese Mehrheit mobilisierte auch nach dem Ende des Krieges große Energien in das Ziel, ihr damaliges Verhalten vergessen zu machen. Dass sich jemand schämte, war eher selten. Zu der Weigerung, eine eigene Mitverantwortung zu sehen, passt der Tatbestand, dass der Rettungswiderstand in der Nachkriegszeit sogar massiver Denunziation ausgesetzt war. Offen oder hinter vorgehaltener Hand wurden Judenretter nicht selten als Verräter gebrandmarkt.

Als ein besonders krasser Fall kann der des Ingenieurs Hermann Friedrich Gräbe gelten, der in der Ukraine Tausende von Juden zu retten versucht hatte und der zudem nach dem Kriege als einziger Deutscher seine Kenntnisse über die Judenmorde dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg mitgeteilt hatte. Ihm schlug nach dem Kriege eine so feindselige Atmosphäre entgegen, dass er begreifen musste, dass er »in Deutschland unerwünscht« war. Er sah sich genötigt, Deutschland zu verlassen und in die USA zu emigrieren.

Wenn der Staat Israel deutsche Judenretter mit dem Ehrentitel »Gerechter unter den Völkern« auszeichnete, reagierten die deutsche Presse wie auch die kommunalen Politiker noch in den neunziger Jahren in der Regel mit Nichtbeachtung. Erst in jüngster Zeit hat sich das zum Positiven hin verändert.

So lässt sich in der Summe sagen, dass es in Deutschland nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges noch mehr als ein halbes Jahrhundert gedauert hat, bis endlich ein erkennbares öffentliches Interesse an diesen Menschen entstanden ist. Mit der gesteigerten Wahrnehmung geht das Bedürfnis einher, die wenigen Helfer und Retter, die heute noch leben, wenigstens jetzt auch in Deutschland angemessen zu würdigen und sie als widerständig anzuerkennen.

■ »Stille Helden«

Ich komme zum Schluss: Man möchte wünschen, dass der Rettungswiderstand »von unten«, eingeschlossen die »Retter in Uniform«, zu einem festen Bestandteil der deutschen Erinnerungskultur wird. Bei dem jährlichen Gedenken an den Widerstand gegen den Nationalsozialismus sollte an

diese Menschen zumindest auf gleicher Augenhöhe mit dem Offizierswiderstand des 20. Juli 1944 erinnert werden: also an die Kriegsdienstverweigerer, die Deserteure – und an die Retter in Uniform.

Vielleicht muss man sie gar nicht zu heroischen Lichtgestalten verformen. Denn ein hoher Sockel erhöht nur die Distanz zum Betrachter. Diese Retter waren Menschen mit Stärken und Schwächen wie andere Menschen auch. In einem entscheidenden Punkt allerdings unterschieden sie sich von ihnen: In der Stunde der Herausforderung brachten sie den Mut auf, Solidarität mit verfolgten Juden zu praktizieren.

Einige der bislang noch wenig bekannten Judenretter in Uniform wurden von mir namentlich genannt. Das geschah nicht etwa, wie geargwöhnt werden könnte,

– um von der Hauptsache, dem Holocaust, abzulenken.

– Es geschah auch nicht, um die Wehrmacht, die einen Vernichtungskrieg geführt und sich an den Judenmorden teilweise selbst beteiligt hat, in einem günstigeren Lichte erscheinen zu lassen. Alleine der Tatbestand, dass der Wehrmacht ungefähr 18 Millionen Menschen angehörten und dass die Zahl der bislang bekannten Retter in Uniform unter 100 liegt, macht das Gesamtbild der Wehrmacht eher noch düsterer und keinesfalls heller.

Die »stillen Helden« waren außergewöhnliche Menschen, die unseren Respekt verdienen. Man könnte sie bezeichnen als die »Goldkörnchen« unter dem großen Schutthaufen, den uns die Kriegsgeneration hinterlassen hat.

Junge Menschen, die sich mit den Rettern in der nationalsozialistischen Zeit beschäftigen, können sich an ihnen ein Beispiel nehmen. Denn sie waren »wahrhaftige Menschen« im jiddischen Sinne des Wortes. Sie haben in der Uniform der Wehrmacht unter extremen Bedingungen Zivilcourage vorgelebt.

Prof. Dr. Wolfram Wette lehrt Neueste Geschichte an der Universität Freiburg im Breisgau und ist Mitglied der DFG-VK. Er hat den hier veröffentlichten Vortrag am 9. November 2004 in der Frankfurter Paulskirche bei der Gedenkstunde an die Pogromnacht 1938 gehalten.